



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goethe und die Boisserée. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Themistokles, um mich am Herd des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Ew. Königlichen Hoheit als dem mächtigsten, beständigsten und edelmütigsten meiner Feinde in Anspruch nehme. Napoleon.“ Es war wohl einer von Bonapartes größten Rechenfehlern, daß er — in einem Zeitpunkt allerdings, wo es für ihn kaum mehr ein Entrinnen gab — an die Großmut Englands appellierte. Aber vom Bord des Bellerophon, an den sich der Themistokles begeben hatte, mußte er weg auf den des Northumberland. Und dieser nahm alsbald den Kurs gegen St. Helena.



Goethe und die Boisseree

1



Am 3. Mai 1811 erschien bei Goethe in Weimar ein junger Mann, um dem berühmten Dichter seine Aufwartung zu machen. Er kam nicht ohne einige Schüchternheit, ungewiß über die Aufnahme, die er finden würde, obwohl sein Besuch durch einen sehr geschätzten Freund vorbereitet war. Auch kam der junge Fremde nicht mit leeren Händen, sondern brachte etwas mit, was wohl des Anschauens wert war. Der junge Mann war Sulpiz Boisseree aus Köln, der Freund, der ihn empfohlen hatte, der ehemalige schwäbische Pfarrerssohn und derzeitige französische Gesandte am westfälischen Hofe, Reinhard, und das, was Boisseree Goethe vorlegen wollte, waren seine Entwürfe und Pläne für die Wiederherstellung eines der großartigsten Baudenkmäler der Vorzeit, des Kölner Domes. Trotz alledem war es erklärlich, daß der Jüngling vor dem Greise nicht ohne Schüchternheit erschien. Denn hier trafen nicht nur zwei Lebensalter, es stießen auch zwei Perioden aufeinander. Boisseree gehörte mit allen seinen Neigungen, seiner ganzen Weltanschauung der Romantik an, und er wußte, daß er bei dem Haupte der klassischen Kunst- und Lebensauffassung anklopfe. Wie würde sich das Alte zum Neuen stellen, das Alte zum Neuen, das keineswegs geneigt war, ein friedliches Einvernehmen zu suchen, sondern mit der ganzen freudigen Unternehmungslust, dem ganzen fromm-frisch-fröhlichen Übermute, den man getrost das schönste, beneidenswerteste Vorrecht der Jugend nennen darf, auf nichts geringeres ausging, als sich an den Platz zu stellen, den die Alten solange behauptet hatten? Man weiß, daß die romantische Schule die Formulierung ihrer Grundsätze von den Gebrüdern Schlegel erhalten hatte und in ausgesprochenem Gegensatz zu den Klassikern gegründet worden war. Allerdings mehr im Widerspruche zu Schiller als zu Goethe. Aber auch gegen diesen hatte man viel auf dem Herzen. Dorothea Schlegel nennt ihn mit Vorliebe den alten Götz oder den großen Heiden. Und gerade in dieser letzten Bezeichnung kommt

der Gegensatz, worin man sich zu den Klassikern fühlte, besonders bestimmt zum Ausdruck. Denn worin schwelgten die Romantiker lieber als in großen und tönenden Worten von der Religion, die ihnen geradezu zu einem Wechselbegriff mit Poesie geworden war! Die Religion, muß man hinzufügen, im katholischen Sinne, denn nur so gilt sie ihnen als vollbürtig. Es ist bekannt genug, daß sich viele aus ihren Reihen in den Schoß der Alleinseligmachenden geflüchtet haben. Und auch wo der Übertritt nicht erfolgte, war doch die innere Zustimmung vorhanden. Man braucht als Zeugnis dafür nur den Aufsatz von Novalis „Die Christenheit oder Europa“ zu nennen, dessen Aufnahme in die Horen Schiller im Einvernehmen mit Goethe wegen seines die katholische Kirche unbedingt verherrlichenden Tones ablehnte, ja woran Schlegel in dem Glaubenseifer des Konvertiten, der am liebsten alles, was ihm teuer war, unter den Flügeln der großen Mutter geborgen wissen wollte, die Legende knüpfen konnte, auch dieser Freund sei mit ihm denselben Weg gegangen. Schlegel hatte mit Dorothea den verhängnisvollen Schritt vollzogen, als er im Begriff stand, Köln zu verlassen, um in Wien einen neuen Schauplatz seiner Tätigkeit zu suchen. Am 16. April überraschten die beiden ihre Freunde mit der Nachricht ihres eben erfolgten Übertritts. Sulpiz schreibt darüber die charakteristischen Worte: „Es war eine große Überraschung für uns. Wir kannten zwar die entschiedne Neigung, welche Schlegel für den katholischen Glauben gefaßt hatte, seit langer Zeit und sahen voraus, daß er seine Überzeugung einmal öffentlich bekennen werde, und freuten uns, ihn mit unsrer eignen religiösen Gesinnung in Übereinstimmung zu wissen, aber in diesem Augenblicke, wo der Übertritt, der reine Gewissenssache war, so leicht den Schein äußerer Absicht haben und dadurch das widerwärtigste Ärgernis erregen konnte, war es uns schwer, die Ausführung eines so wichtigen Schrittes zu begreifen.“ So schrieb der Freund; Fernerstehende haben damals gleich die Berechnung durchschaut, die darauf hinausging, sich durch den Religionswechsel in Wien die Tür zu einer glänzenden Laufbahn zu öffnen. Der Erfolg zeigte, daß Schlegel ein geschickter Rechenmeister gewesen war. Sulpiz bedurfte eines Übertritts nicht, aber er war doch ein Schüler Schlegels und mußte mit Recht von Goethe als ein vertrauter Gesinnungsgenosse des romantischen Führers betrachtet werden.

Sulpiz, geboren am 3. August 1783, war der vorjüngste Sohn einer kinderreichen, sehr wohlhabenden und angesehenen Kölner Kaufmannsfamilie. Er hatte noch einen drei Jahre jüngern Bruder Melchior, der später der treueste Lebensgefährte und Arbeitsgenosse des ältern wurde. Wie man sich bei den berühmten Brüdern Grimm Jakob nicht ohne Wilhelm und umgekehrt denken kann, so existiert hier Sulpiz nicht ohne Melchior und dieser nicht ohne jenen. Der bedeutendere, tatkräftigere, erfolgreichere war Sulpiz, aber man kann sich dessen ganzes Dasein doch nicht vorstellen, ohne das rührende Bild des bescheiden stillern Bruders daneben, der doch auch tüchtig war und seine besondern Verdienste hatte, wie er denn den im Anfange des vorigen Jahrhunderts von dem

Münchener Senefelder erfundenen Steindruck eifrig pflegte und in den Dienst der von den Brüdern erworbenen Bilder stellte. Beide waren anfangs den Überlieferungen des Hauses zufolge dem kaufmännischen Berufe bestimmt, nachdem sich der älteste Bruder der Kirche gewidmet hatte und in Köln als Domherr in Ansehen und Ehren lebte. Sulpiz arbeitete kurze Zeit auf einem Hamburgischen Kontor und machte dort die Bekanntschaft mit jenem Reinhard, der damals französischer Ministerresident in Hamburg war und eine Reimarus zur Frau hatte. Als die ungünstigen Zeitverhältnisse das Hamburger Haus zum Falle brachten, kehrte Sulpiz nach Köln zurück, fing aber nun an, seinen Neigungen, der Beschäftigung mit der Literatur und den Künsten zu leben. Einen Gefährten auf diesem Wege fand er an dem sieben Jahre ältern Landsmanne Bertram, der die Rechte studiert hatte, ohne jedoch an den Eintritt in ein praktisches Leben ernstlich zu denken. Durch die Gemeinsamkeit der literarischen Interessen kam er Boisseree näher und näher, und seitdem er die beiden Brüder zu einem gemeinsamen Aufenthalt in Paris überredet hatte, war er ihr unzertrennlicher Gefährte und teilte ihr ferneres Leben bis an seinen Tod, der am 19. April 1841 erfolgte. So war aus dem Brüderpaar ein Kleeblatt geworden, und ihre Namen sind verbunden in die Annalen der Kunstgeschichte eingetragen. Der wichtigste Ertrag jenes Pariser Aufenthalts im Winter 1803 auf 1804 war die Bekanntschaft mit Friedrich Schlegel, der damals dort lebte. Er hielt den Brüdern Vorträge, leitete ihre Studien, und das Verhältnis wurde dadurch noch vertrauter, daß Sulpiz, der zarter Gesundheit war, mit Schlegels die Wohnung teilte und die sorgsame Pflege Frau Dorotheas genoß. Als die Brüder nach Köln heimkehrten, schloß sich Schlegel ihnen an, setzte die Vorlesungen, die er ihnen gehalten hatte, fort und gewann auch eine öffentliche Tätigkeit, indem er Vorträge an einer Art von Akademie übernahm, die dort als eine Reminiscenz der ehemaligen Universität bestand, deren Erinnerung freilich hauptsächlich durch die Namen Hoogstraten und Pfefferkorn und die gegen sie gerichteten Briefe der Dunkelmänner nicht die glänzendste ist.

Durch Schlegel wurde Sulpiz auch zuerst auf das Verständnis und das lebendige Interesse für die Kunst gewiesen, und so verdankte er ihm die Erschließung des einen der beiden großen Gebiete, auf denen die gesamte Arbeit seines spätern Lebens ruhen sollte. Er bietet ein glänzendes Beispiel für die Tatsache, daß einem Menschen kein größeres Glück beschieden sein kann, als wenn sich ihm schon früh ein großes bedeutendes wertvolles Ziel auftut, dem er seine ganze Kraft widmen kann, und in dessen Verfolgung er höchste Befriedigung und glücklichsten Erfolg finden wird. Die beiden großen Ziele waren erstens die Sammlung der altdeutschen Gemälde, auf die man damals zuerst wieder aufmerksam zu werden begann, und dann seine unablässige liebevolle Bemühung um den Ausbau und die Vollendung des Kölner Domes, den die vergangenen Jahrhunderte als ein großartiges Bruchstück und der Vandalismus der erobernden Franzosen als eine jammervolle Ruine zurückgelassen hatten. Um auf dem Wege

zu diesem doppelten Ziele einen aussichtsreichen Fortschritt zu machen, mußten allerdings mehrere Bedingungen erfüllt werden. Der Mann, der es hier zu etwas bringen wollte, mußte vor allem frei über seine Zeit verfügen können und ein vermögender Mann sein. Beides traf bei den Boisserée zusammen. Das begeisterungsvolle Herz, das allein einen vollen Erfolg verbürgen konnte, schlug in ihrer Brust, und dazu kam auch die Göttin Gelegenheit, die in jedem solchen Falle eine nicht zu verachtende Bundesgenossin ist. Die Franzosen, religions- und pietätlos wie sie waren, hatten in allen linksrheinischen Ländern, die sie besetzt hatten, sämtliche Kirchen und Klöster, deren es nicht allein in dem „hilligen“ Köln, sondern auch in der ganzen Landschaft eine Unzahl gab, aufgehoben, und deren Schmuck an Bildern und Altären wurde in der ruchloseten Weise verschleudert. Wer da schnell zugreifen konnte, war in der Lage, die bedeutendsten Erwerbungen zu machen. Freilich waren die Meister der alten kölnischen Malerschule nicht alle dem Schöpfer des herrlichen Dombildes, Stephan Lochner, zu vergleichen. Aber es gab doch eine ganze Reihe sehr achtbarer Talente. Und es kam ja nur auf den Anfang an. Wenn dieser einmal gemacht war, würde der dadurch erweckte Sammeltrieb zur Sammelwut werden, wofür die Einrichtung der menschlichen Natur schon von selbst sorgen sollte. Sulpiz hat uns in dem Bruchstück seiner Selbstbiographie den ersten Erwerb, den er machte, geschildert. Es war ein großes kirchliches Gemälde, das er für ein Billiges erstand. Als es nach seinem Hause geschafft wurde, sah es zufällig die Großmutter, die nach dem Tode der beiden Eltern das Haupt des Hauses war, und da sie an dem heiligen Gegenstande und dem Ausdrucke der heiligen Personen ein frommes, nicht ein künstlerisches Wohlgefallen fand, billigte sie in freundlichen Worten den Ankauf und entwaffnete damit von vornherein den Einspruch, den wir uns als sehr wahrscheinlich von den ältern Brüdern oder von dem Geschäftsführer, Herrn Bellhagen, denken können. So war das Eis gebrochen, und wir sehen nun die Brüder auf einer Bilderjagd, die sich nicht auf Köln beschränkte, sondern sich rheinabwärts bis nach Holland und nach Belgien erstreckte. Beide Brüder suchten mit demselben Eifer, und wir können im Verlauf der Arbeit das Hervortreten aller der Symptome bemerken, die das Sammelieber charakterisieren, die Unruhe, wenn eine neue Beute in das Gesichtsfeld tritt, die erwachende und sich gradweis steigende Begehrlichkeit, der Kampf mit der Möglichkeit und den Mitteln, wenn es sich um den Ankauf handelt. Und ist dann der große Wurf gelungen, welcher Jubel erfüllt das Herz des glücklichen Erwerbers! Wie wird dann das Kleinod geliebkost und gehätschelt und um der Schwierigkeit der Erringung willen oft über seinen wahren Wert hinaus geschätzt! Natürlich schärft sich dem Bildersammler mit dem Verlauf seiner Arbeit das Verständnis und das Unterscheidungsvermögen. Dennoch sehen wir unser Aleeblatt nicht selten auch getäuscht oder in seinen Erwartungen betrogen. Ich sehe hierbei noch davon ab, daß die Bestimmung oder Bezeichnung, die sie den neu erworbenen Schätzen verliehen, vielfach vor der fachmäßigen Kritik nicht hat

bestehn können, und daß manche Umtausch nötig geworden ist. Das konnte nicht anders sein, weil unsre Kunstforschung, die ja damals nur die ersten unsicher tastenden Schritte tat, mit ganz andern Mitteln der Erkenntnis und einer viel reichern Erfahrung arbeitet. Bedenklicher könnte es scheinen, daß unsre Sammler das Interesse, das sie ihren Bildern widmeten, aus einer doppelten Quelle speisten. Sie waren nicht gleichgiltig gegen ihre malerischen Qualitäten, aber eine große Rolle spielte doch auch die religiöse Wertung. Und man darf noch hinzunehmen die Vorliebe für den nationalen Geist, der sich darin fühlbar machte, allerdings in der Beschränkung, daß nur an das Altdeutsche dabei gedacht wurde. So rühmt man das Fromme, das Gemüthliche, Treuerzige, Unschuldige, Keusche der Bilder und gibt damit den deutlichsten Beweis, daß es die romantische Schule war, deren Geist hier herrscht, deren Luft man atmet. Gewiß soll das große Verdienst, das sich die Boisseree um die Kenntniss unsrer ältesten Malerei erworben haben, nicht im geringsten angetastet werden. Sie haben alles getan, was sie konnten, was nur sie haben tun können, und was in jener Zeit noch geschehn konnte. In der Münchner Pinakothek, die ihre Sammlung aufnahm, finden sich unter den 288 Gemälden aus den altdeutschen Schulen 123 Stücke, die von ihnen herkommen, die ältesten sind alle Erwerbungen, die sie gemacht haben. Und von der Einheitlichkeit, die in ihrer Sammlung herrschte, gibt der Umstand Zeugnis, daß der späteste Künstler, der bei ihnen vertreten war, der Regensburger Meister Altdorfer, ein jüngerer Zeitgenosse Dürers, war. Im Jahre 1810 verlegte unser Trio seinen Wohnsitz nach Heidelberg, hauptsächlich, um seine Schätze vor Gewaltthatigkeiten Napoleons zu sichern, der ja die Praxis befolgte, alles Ausgezeichnete nach Paris zu schleppen, und dagegen sträubte sich in den jungen Rheinländern der wackre deutsche Sinn, den sie nie verleugnet haben, auf das heftigste. Schon damals galt ihre Sammlung als eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, und wir finden in der Zeit der Befreiungskriege alle die Fürsten, die Kaiser Alexander und Franz, die Feldherren und Staatsmänner, darunter Metternich, soweit der Krieg sie in die Nähe führte, auch bei den Boisseree zur Besichtigung der Bilder, wobei Bertram gewöhnlich den Cicerone machte.

Ihrer Sammlung die höchste Weihe zu geben schien aber doch niemand berufener als Goethe. Möchte die Romantik noch so sehr gegen ihn murren, und Dorothea in einem ihrer liebevollen, fast mütterlichen Briefe an Sulpiz den alten Götz für durchaus unwerth des Anschauens ihrer frommen Bilder erklären, die Brüder hatten doch viel zu viel Respekt vor der Größe des Olympiers und waren viel zu wenig befangen in der romantischen Schuldoktrin, als daß es ihnen nicht sehr wichtig gewesen wäre, ihn für ihre künstlerischen Bemühungen zu interessieren. So entschloß sich Sulpiz, der in dem kleinen Gemeinwesen immer den Minister der auswärtigen Angelegenheiten machte, im Mai 1811 zu der im Anfang erwähnten Reise nach Weimar. Aber als wenn er doch den unmittelbaren Einbruch in die geheiligsten Provinzen des Goethischen

Kunstreichs gescheut hätte: es waren nicht seine Bilder, für die er Goethes Interesse zunächst in Anspruch nahm, sondern er versuchte es von andrer Seite mit seinen Zeichnungen und Plänen für den Ausbau des Domes. Man muß dessen Baugeschichte einigermaßen kennen, wenn man ermessen will, welche Arbeit hier geleistet werden mußte, und welche Verdienste sich Sulpiz gerade hierbei erworben hat. Die französische Zeit hatte das ehrwürdige Gebäude zum Vorrathshaus für Heu und Stroh, ja zum Pferdestall erniedrigt, und die Verwahrlosung, in der es da stand, als man wieder Herr im eignen Hause wurde, war so groß, daß man erwog, ob es nicht besser sei, es ganz abzubbrechen. Sulpiz war nicht der einzige Bürger seiner Stadt, der vor der Barbarei dieses Gedankens zurückschauderte. Eine ganze Gruppe von gebildeten, mit den kölnischen Altertümern vertrauten, kunstverständigen Männern kämpfte Seite an Seite mit ihm für die Erhaltung des herrlichen Denkmals mittelalterlicher Kunst und Größe. Aber an Eifer und Tatkraft übertraf er sie alle, und die beiden glücklichen Umstände, die Verfügung über bedeutende Mittel und die freie Muße, die er sich bewahrt hatte, kamen ihm auch hierbei trefflich zustatten. So entstanden die perspektivischen Zeichnungen, die, aufs sauberste ausgeführt und gestochen, den vorteilhaftesten Eindruck machten. Welches freudige Ereignis es für Sulpiz war, als das vor der Zerstörungswut der Franzosen sorgsam versteckte Dombild wieder hervorgeholt und an seinen Platz zurückgebracht werden konnte, kann man sich denken. Die Höhe dieses Moments konnte nur durch den andern überboten werden, als ein glücklicher Zufall den längst verloren geglaubten Aufriß der beiden Türme von der Hand des Erbauers, Gerhard von Mele, auf dem Boden eines Krämers in Darmstadt, wo das kostbare Pergament dem nützlichen Zwecke dienstbar gemacht worden war, Bohnen darauf zu trocknen, wieder ans Licht zog. Und den stolzesten Augenblick seines Erdens wallens erlebte er am 4. September 1842, als die feierliche Grundsteinlegung des Neubaus durch den König Friedrich Wilhelm den Vierten in Köln vollzogen wurde, der die Verdienste Voisserées ausdrücklich rühmte. Schon früher waren die Blätter bekannt. Napoleon und seine Gemahlin Marie Luise, die im November 1811 das ja damals noch französische Köln besuchten, waren darauf aufmerksam gemacht worden, wobei Sulpiz den sehr berechtigten Wunsch hegte, das Herrscherpaar für seinen Lebensplan, den Wiederaufbau des Domes, zu interessieren und eine namhafte Unterstützung dafür angewiesen zu sehen, was sich freilich als trügerisch erwies. Die kostbaren Blätter waren zunächst von Sulpiz selbst, teils nach seinen Angaben gezeichnet, wurden aber in Kupferstich ausgeführt, wobei er noch viel über die ungenügenden Leistungen der deutschen Stecher zu klagen hatte und sich wiederholt nach Paris begeben mußte, um die Arbeit nach seinen Wünschen ausgeführt zu erhalten.

Goethe, trotzdem ihm seit seiner Reise nach Italien, bestimmter seit seinem Aufenthalt in Vicenza und seit der Anschauung der herrlichen Bauten Palladios die früher so hoch bewunderte Gotik mit ihren Spitzen, Zacken und Schnörkeln

fern gerückt war, ja ihm manchen Ausruf des Abscheus entrisen hatte, mußte nicht der hohe, freie, für alles Große empfängliche Geist gewesen sein, wenn er das Bedeutende der ihm vorgelegten Blätter nicht erkannt hätte. Besonders das Tüchtige und Reinliche der Arbeit mußte sein Wohlgefallen erwecken, nachdem das Eis des anfänglichen Vorurteils und Mißtrauens gegen den Bögling der Romantik gebrochen war. Und das schnell und vollständig zu besorgen, war die ungewöhnlich anziehende und liebenswürdige Persönlichkeit Boisserees wie keine andre geeignet. Hören wir seinen eignen Bericht: „Ich komme eben von Goethe, schreibt er am 3. Mai 1811 an Melchior, der mich recht steif und kalt empfing. Ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht untätig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder am Rock, die Anrede war so steif vornehm wie möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße, recht schön, sagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten, den Vertrag mit Cotta und alle die äußern Dinge. Ja ja, schön, hm hm. Darauf kamen wir auf das Ding selbst, auf das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmheit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst in dem Mittelalter so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich ja durch die Zeichnungen selbst davon überzeugt haben werde — er machte bei dem allen ein Gesicht, als ob er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, taute er etwas auf, bei dem Lobe der neugriechischen Kunst lächelte er.“

Man sieht hieraus, daß sich Sulpiz nicht scheute, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und er stand sich gut dabei. Schon unter dem 6. Mai heißt es: „Mit dem alten Herrn geht es mir vortrefflich, bekam ich den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm.“ So wird der Verkehr immer herzlicher und vertrauter. Sulpiz ist öfter bei Goethe zu Tisch, es wird eine Ausstellung der Zeichnungen bei Hofe veranstaltet, wozu Sulpiz mit Ungeduld weitere Blätter von Quaglio aus München erwartet. In dem Tagebuche aus jener Zeit findet sich die schöne Stelle: „Nachmittags nach Tische saßen wir allein, er lobte mit aller Wärme meine Arbeit. Ich hatte das erhebende Gefühl des Sieges einer schönen großen Sache über die Vorurteile eines der geistreichsten Menschen, mit dem ich in diesen Tagen recht eigentlich einen Kampf hatte bestehen müssen. Ich hätte ihn gewiß nicht errungen, wäre ich nicht durch so genaue Bekanntschaft mit meinem Gegner, mit dessen Gefinnungen ich besonders durch Reinhard vertraut war, gar trefflich vorbereitet gewesen. Ich gewann hauptsächlich dadurch — was auch meiner eignen innersten Neigung und Überzeugung am gemähesten ist —, daß ich rein die Sache wirken ließ und immer auf die Gelegenheit bedacht war, wenn ich sie am besten wirken lassen konnte. Er äußerte sich auch ganz demgemäß über das Werk: Ja, was Teufel, man weiß da, woran man sich zu halten hat, die Gründlichkeit und

Beharrlichkeit, womit die Sache bis ins kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu tun ist, zu wirken um Aufsehen zu erregen. — Ich fühlte die uns im Leben so selten beschiedne Freude, einen der ersten Geister von einem Irrtum zurückkehren zu sehen, wodurch er an sich selber untreu geworden war, es konnte keinen wahrern, wohlthätigern Beifall für mich geben, ich sagte ihm, wie ich es erkenne, wie hoch ich den Beifall schätze, von ihm, der die Kunst gewissermaßen ein für allemal abgefertigt gehabt, wie sehr mich eine so ernste wesenhafte Erkenntnis meines Strebens in der Sache entschädige für den oft schmerzhaften, leider unentbehrlichen, nie aber das Herz erfreuenden Beifall der großen Welt, zumeist der Fürsten, die gewöhnlich jedem Hanswurst und Schauspieler denselben schenken. — Ich sprach, wie eben meine Stimmung es mir eingab, ich weiß nicht, wie ich die Worte setzte, sie mußten meine Bewegung kundgeben, denn der Alte wurde ganz gerührt, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals, das Wasser stand ihm in den Augen.“

So war dieses merkwürdige Zusammentreffen, diese Berührung des Neuen mit dem Alten würdig und schön verlaufen. Bedeutete es einen vollständigen Sieg? Es läßt sich in der inneren Entwicklung unsers großen Dichters in vielen Punkten ein Kreislauf erkennen, insofern er sich in reifern Jahren zu den im Sturm und Drang des inneren Wachstums aufgegebenen Idealen zurückfindet. Selbst von seinen eignen Dichtungen gilt das. Zur Zeit seiner italienischen Reise, d. h. also zur Zeit seiner Befehrung zum klassischen Ideal, empfand er einen wahren Abscheu gegen seinen Werther, der doch zuerst seinen Ruhm siegreich in alle Welt hinausgetragen hatte. In einem der schönsten und tiefsten Gedichte seiner späten Jahre, der Trilogie der Leidenschaft, trägt der erste Satz dieser Symphonie die Überschrift: „An Werther“, und man fühlt den ergreifenden Worten, die in den tiefempfundenen Versen gipfeln:

Verstrickt in solche Qualen, halbverschuldet,
Gib ihm ein Gott, zu sagen, was er duldet,

die innige Nüßrung und Ergriffenheit an, mit denen er auf diese Gestalt, diese Phase seines Jugendlebens schaut. Auch in seinen religiösen Anschauungen läßt sich ein solches Fallenlassen und Wiederergreifen, ein Verlieren und Wiederfinden nachweisen. Natürlich, es ist nicht ganz dasselbe, es ist eine vertiefte, geklärte Anschauung, der man es anfühlt, daß eine ernste, eindringende Geistesarbeit darüber hingegangen ist. So war es auch, um von anderm zu schweigen, mit der Kunstanschauung, oder richtiger, so sollte es nun durch Sulpiß mit ihm werden. Wie hatte Goethe in seiner Jugend für das Straßburger Münster geschwärmt! Welchen Jubelhymnus in seinem kleinen Aufsatz: „Von deutscher Baukunst“ darauf angestimmt! Darauf völlige Absage an die Götter der Jugend, bis zu Ausdrücken des Hasses, des Abscheus gesteigert. Nun stand auch hier eine Angleichung, ein Wiederanknüpfen in der nächsten Aussicht. Aber Sulpiß

täuschte sich doch, wenn er in der stolzen Freude über den erreichten Erfolg von einem völligen Siege träumte. Er brachte dabei nicht in Anschlag, daß Goethe das, was er innerlich nun einmal erlebt und erarbeitet hatte, nicht wieder abstreifen konnte. Sein Urteil wurde milder, er ließ gelten, er erkannte an, wo er eine Zeit lang nur hatte hassen wollen. Aber alles wieder daran geben, alles wieder so werden lassen, das ging denn doch nicht, und das mußte er selbst noch erfahren.

In seinem Erscheinen und seinem klugen, offenen, mannhaften Verhalten kann man Voisserrée eine lebendige Illustration zu Goethes Wort nennen:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit.

Das war er im vollsten Sinne des Wortes, keine gewaltige Herrscher- und Willensnatur, eher milde und vermittelnd, aber seine Seele glühte doch von jenem angehaltenen ernstesten Wüten, wie Faust es nennt, wenn es sich um eine große Sache handelte. Er war einer reinen, uninteressierten Begeisterung fähig und so in jedem Falle ein bedeutender Mensch, der überall unter all den Guten und Großen seiner Zeit Freunde warb und fand, wovon die Reichhaltigkeit seines Briefwechsels deutlich Zeugnis ablegt. Und wenn er es in bezug auf die Kunst bei Goethe vielleicht nicht über ein freundliches Geltenlassen, eine bedingte Anerkennung hinausgebracht hatte, sein Herz hatte er völlig gewonnen. Eine wirkliche warme Freundschaft verbindet die beiden seitdem, die ihren Ausdruck oder ihre Betätigung in einem lebhaft geführten Briefwechsel sucht. Man darf diesem unter den zahlreichen, die wir von dem Dichter besitzen, einen besondern Rang zuweisen. Abgesehen von dem mit Schiller und mit Zelter ist keiner auf einen so freundschaftlichen Ton gestimmt wie dieser. In allen andern überwiegt ein besondres wissenschaftliches Interesse, wie mehrfach die Farbenlehre den Mittelpunkt des Inhalts abgibt. Hier spricht nur der Freund zum Freunde, und Goethe findet so viele Wendungen intimsten, man möchte sagen zärtlichen Klangs, daß man sieht, wie sehr er mit seinem Herzen dabei beteiligt war. Alle Wechselfälle im Leben Voisserrées begleitet er mit der herzlichsten Teilnahme oder mit kräftigem Segensspruche bis zu der späten Verheiratung mit Mathilde Rapp im Jahre 1828.

